

**Zeitschrift:** Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 16 (1867)  
  
**Artikel:** Meine schwarzen Bekannten  
**Autor:** Merz, Carl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-122044>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Meine schwarzen Bekannten.

Von Carl Merz

in Bern.



Die emanzipirten Sklaven in Nordamerika sind der Gegenstand lebhafter Theilnahme in der ganzen civilisirten Welt. Während meines achtjährigen Aufenthaltes in den ehemaligen Sklavenstaaten kam ich nothwendiger Weise in tägliche Berührung mit Sklaven und hatte beständige Gelegenheit, sie zu beobachten. Von den vielen, mit welchen ich theilweise durch jahrelangen Verkehr bekannt wurde, und von denen mir manche stets in freundlichem Andenken bleiben werden, will ich den Lesern des „Berner Taschenbuches“ — als einen vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Neger — einige persönlich vorstellen. Mein Zweck dabei ist der, durch eine durchaus wahrheitsgetreue Schilderung sowohl den Charakter und die Kulturstufe der ehemaligen Sklaven, als auch die Wirkungen der Sklaverei in einigen Richtungen zu beleuchten.

---

Im Dezember 1850 verließ ich die Nordstaaten, um mich nach dem Süden zu begeben. Der erste Ort in

Tennessee, wo ich mich aufhielt, war Brownsville, ein kleines Städtchen von ungefähr zweitausend Einwohnern. Hier logirte ich einige Zeit in dem einzigen Gasthause des Ortes. Am ersten Abend, an welchem ich dort speiste, wurde ich von einem jungen Menschen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren bedient. Da ich nichts Außergewöhnliches an ihm fand, wegen meiner späten Ankunft keine Tischgesellschaft mehr da war und ich weder fauertöpfisch noch unglücklich genug war, um mich in mich selbst zu verschließen, so ließ ich mich mit dem Aufwärter in ein Gespräch ein, fand ihn aber gegen die Gewohnheit der Amerikaner sehr bescheiden und einsilbig, ja sogar schüchtern. Ich fragte ihn, ob er je im Norden gewesen sei, und als er es erschrocken verneinte, erzählte ich ihm von den Schönheiten und Wundern der Weltstadt New-York und anderer großer Städte, von Seehäfen und Schiffen, von den großen Gasthöfen, prächtigen Gebäuden, reichen Kaufleuten, gepuderten Herren und Damen — kurz von Allem, was die Phantasie eines lebhaften jungen Mannes, der gerne in's weite Leben hinausschaut, erregen kann. Er hörte mir, die Serviette auf dem Arme, mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als ich ihn aber fragte, ob er nicht auch Lust habe, einmal nach dem Norden zu gehen, schrak er sichtlich zusammen, blickte mit seinen pechschwarzen Augen scheu im Zimmer herum und sagte endlich: „Ich kann nicht nach dem Norden gehen!“ Sobald ich gegessen hatte, entfernte er sich mit der größten Eile. Ich war ärgerlich über sein scheues Benehmen, dachte aber nicht weiter darüber nach.

Am nächsten Morgen waren einige Gäste, die spät in der Nacht angekommen waren, zum Frühstück da; ich hatte Gesellschaft genug zur Unterhaltung und dachte gar

nicht daran, den Kellner anzureden. Nur fiel es mir auf, daß man den großen Menschen gar zu kurz weg behandelte. Die Gäste — besonders die jüngern — nannten ihn nur boy — Junge. — „Hier, Junge, bringe mir Schinken!“ — „Halloh, Junge, es sind keine heißen Buchweizen-Pfannkuchen mehr da!“ — Und mein schüchterner Kellner nahm das ganz ruhig an, als eine Sache, die sich von selbst verstand, und entsprach jedem Verlangen mit der gewohnten Schüchternheit, musterhaftem Gehorsam und einer Schnelligkeit, die in den Gästen keine Ungeduld reif werden ließ. Diese in einem Kellner besonders geschätzten Eigenschaften steigerten sich aber zu einem superlativen Grade, wenn er von ältern Gästen, wahrscheinlich Pflanzern, in freundlichem, gütigem und beinahe höflichem Tone bei seinem Namen angeredet wurde. „Bist du auch da, Hiram? Wie geht's? Habe dich lange nicht mehr gesehen. Kannst du mir wohl noch ein saftiges Stück gerösteten Schinkens mit einem Ei verschaffen?“ — Bei solcher Behandlung leuchteten Hiram's Augen, und er slog mehr als er ging, die ihm gegebenen Befehle zu vollziehen. Bei alledem versetzte mich aber etwas, das ich mir nicht erklären konnte, in eine unbehagliche Stimmung. Ich war es nicht gewohnt, diesen Ton gegenüber Kellnern angewendet zu sehen — jedenfalls nicht in Amerika. „Ja“ — dachte ich — „wenn Hiram ein Neger wäre.“ — Eine Idee tauchte plötzlich in mir auf und ich schaute ihn lange unverwandten Auges an. — „Unmöglich!“ — sagte ich bei mir selbst; — „Hiram ist ja so weiß wie unser einer. — Und doch — ?!“

Ich erhielt sogleich nach dem Frühstück vollständigen Aufschluß über meine Zweifel. Ich hatte meinen Gut



aufgesetzt und war auf die Straße getreten, um mir das Städtchen ein wenig zu besehen. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Es war Mr. Nelson, der Gastwirth. — „Nehmen Sie eine Cigarre?“ — Und er hielt mir einige Exemplare dieses Artikels entgegen. — „Danke, sehr gerne.“ — „Sie machen wahrscheinlich einen Gang durch das Städtchen?“ fragte er. — Ich bejahte. — „Dann gehen wir zusammen.“

Während unseres Spazierganges fragte er mich Verschiedenes über meinen Aufenthalt im Norden und ob ich längere Zeit im Süden zu bleiben gedenke. Als ich ihm mehrere ähnliche Fragen beantwortet hatte, sagte er auf einmal: „Mr. M . . ., Sie haben gestern Abend „meinem Kellner Hiram Vieles über den Norden mitgetheilt und ihn gefragt, ob er noch nie Lust verspürt hätte, dorthin zu gehen. Ich gebe Ihnen den freundschaftlichen Rath, dieß nicht mehr zu thun.“

Erstaunt fragte ich: „Aber Mr. Nelson, darf man „denn hier zu Lande nicht mit den Kellnern sprechen?“

„Freilich; man muß sich aber in Acht nehmen, was „man einem Sklaven sagt, denn sonst könnte man in „Verlegenheiten kommen.“

Mein Erstaunen wuchs, und ich rief aus: „Aber „Hiram ist doch —“

„Mein Sklave“ — unterbrach mich Mr. Nelson. „Er ist freilich beinahe so weiß wie Sie oder ich; allein „nichts desto weniger ist er mein Sklave. Ich sehe aber „wohl, daß Ihnen dieser Umstand nicht klar gewesen „sein muß, und bin aus Ihrem ganzen Benehmen voll- „kommen überzeugt, daß Sie kein Abolitionist sein können. „Wenn ich Ihnen aber rathen darf“ — fuhr er freundlich fort — „so reden Sie in Zukunft mit Farbigen nicht

„mehr als Sie gerade müssen. Es gibt Leute hier und überall im Süden, die Ihr gestriges Gespräch mit Hiram schlimm ausgelegt und Ihnen bittere Verlegenheiten bereitet haben würden.“

Damit empfahl er sich und verließ mich mit einem herzlichen Händedrucke, der mich über seine aufrichtigen Gesinnungen kaum im Zweifel lassen konnte. Ich betrachtete mir nun Hiram genauer und erstaunte, daß ich seine farbige Abstammung nicht sogleich erkannt hatte. Seine rabenschwarzen dichten Haare waren zu wollenartig, um für die krausen Haare eines Weißen angesehen zu werden. Allein in meiner Sorglosigkeit hatte ich weder darauf geachtet, noch mich der Geschichten erinnert, die man mir im Norden von Theer und Federn erzählt hatte. Ich begriff nun Hiram's ängstliches Benehmen bei unserer ersten Unterhaltung, wußte aber lange nicht, ob es eigentlich Treue gegen seinen Herrn, oder Furcht vor den Folgen gewesen sei, im Falle unser Gespräch belauscht worden wäre, was ihn dazu gebracht habe, meine Mittheilungen zu verrathen. Daß er gegen Alle, die aus dem Norden kamen, gewarnt worden sei, war leicht zu errathen. Er konnte aber in der Folge seines Mißtrauens gegen mich nie los werden. — —

Der nämliche Mr. Nelson besaß auch eine Sklavin, welche in seinem Gasthause die Stelle einer Köchin versah. Dieß war eine hellfarbige Mulattin, deren Schönheit längst verblüht war. Wie ich mir ihre Gunst erworben hatte, wußte ich nie, allein die bloße Thatsache wurde mir besonders bei einem Anlasse klar, den ich sogleich erzählen will.

Im nämlichen Gasthaus speiste nämlich auch ein gewisser junger Mann, der Sohn eines Pflanzers, ein

ü bermüthiger, stolzer, einbildischer Mensch, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, mir seine Ueberlegenheit zu beweisen, aber doch stets mit Ingrim m fühlen mochte, daß ihm der Beweis nicht vollständig gelingen wollte, obschon er sich zum Rechtsgelehrten aus bildete und zu diesem Zwecke im Geschäftslokal eines Advokaten seine Studien machte und in seinem Zimmer eine Menge nagelneuer, schön gebundener, durchaus nicht abgenutzter Bücher auf Tisch und Sopha herumliegen ließ.

Es wurde in Brownsville eines Tages, wie überall, erster April, und Nat Johnson, mein überlegener Freund, schien diesen Tag auserkoren zu haben, um seinem Be weise die Krone aufzusetzen. Beim Frühstücke war zu fälliger Weise Niemand zugegen als wir Beide. Da Hiram in Geschäften seines Herrn über Land gegangen war, so bediente Kate, die Köchin, den Tisch. Nat Johnson hatte es durch Vornehmthuerei dahin gebracht, daß sowohl Hiram als Kate bei Tische stets hinter seinem Stuhle ihren Posten nahmen, und so konnte er denn nicht sehen, daß die Lektüre, als sie einen verdächtig aussehenden Kuchen auf den Tisch brachte, mir verschmigt zulächelte und, wie es mir vorkam, mit den Augen tele graphirte. Da ich am ersten April stets auf meiner Hut war, so schöpfte ich sogleich Verdacht, der sich bald auf's Höchste steigerte, als mich Nat mit großer Zudringlichkeit und lächerlicher, beinahe ungewohnter Höflichkeit auf forderte, von dem Kuchen zu genießen. „Er sei famos, auf Ehre!“ — Ich versicherte ihn lächelnd, daß ich am ersten April in der Wahl meiner Speisen sehr vorsichtig sei und besonders solche vermeide, die selten auf dem

Tisch erschienen und noch dazu eine ungewöhnliche Form hätten, wie dieser Kuchen.

Kate's Geberden hinter Nat's Stuhl waren unvergleichlich. Sie lächelte mir Bestätigung meines Verdachtes zu und wollte beinahe vor unterdrücktem Lachen zerplagen. Nat Johnson merkte von Allem dem nichts; als ich mich aber beharrlich weigerte, von dem corpus delicti zu genießen, beendigte er stillschweigend, halb mitleidig lächelnd und halb zürnend, seine Mahlzeit und entfernte sich.

Mein Plan war sogleich gemacht. Kate bucht mit Benutzung verschiedener Ingredienzen, wie Madeirawein, Weinbeeren, Drangenextrakt und anderer leckerer Dinge, unübertreffliche Torten, die Nat, wie ich wohl wußte, über Alles liebte. Wenn man ihn davon essen sah, so mußte man unwillkürlich denken, daß in den Bissen, welche er in den höchst eigenen Mund führte, alle Süßigkeit concentrirt sei, während diejenigen Bissen, welche Andere davon genossen, nur einen sehr plebejischen Geschmack hätten. Kurz, seine Ueberlegenheit gab sich besonders im Essen dieser Madeira-Torten kund.

Wie mir nach dem Frühstück Kate bestätigte, hatte sie jenen verdächtigen Kuchen auf „Massa Nat's“ Geheiß für mich besonders backen und mit Salz und Pfeffer stark würzen müssen. „Aber Massa“ — meinte sie — „ich that es nicht gerne; allein Massa Nat hätte ihn selbst kosten können, um sich zu überzeugen, daß er stark genug sei, und Massa Nat ist gar böse — wenn er böse wird. Sie müssen mir nicht zürnen, Massa.“

„Nicht im Geringsten, Kate, aber du mußt nun auch etwas für Massa Nat zum Mittagessen backen.“



„Oh, gerne, Massa,“ — erwiderte Kate mit leuchtenden Augen — „ich will noch mehr Salz und Pfeffer hineinbacken, als in den für Sie bestimmten Kuchen.“

„Bei Leibe nicht, Kate, — weder Salz noch Pfeffer. Eine von deinen besten Madeira-Torten mußt du backen, und zwar die beste, die du noch gemacht hast. Mr. Johnson hat sie so gerne. Aber nur eine kleine.“

Kate schaute mich betroffen an. „Eine gute Madeira-Torte meinen Sie?“

„Eine gute; wie ich gesagt habe, die beste, die du noch gebacken hast.“

Kate wurde je länger je bestürzter. Sie machte ein ellenlanges Gesicht. „Und für Massa Mat soll ich sie machen?“

Ich lachte laut. „Ja, freilich, du backst sie für Mr. Johnson, allein ich werde sie selbst essen.“

Kate war am Ende ihres Verstandes, um mich nach dem englischen Sprüchwort auszudrücken. Endlich dämmerte etwas wie Verständniß in ihrem Kopfe, und ihre Augen leuchteten.

„Begreifst du? — Mr. Johnson wird sie nicht essen, da er wegen des ersten Aprils Verdacht schöpfen wird — dafür wollen wir sorgen — und dann esse ich sie selbst.“

Kate begriff. Der Schrei des Entzückens, den sie in der ersten Ueberraschung ausstieß, sobald sie den Spaß witterte, war wirklich gräßlich. Wenn Sie, verehrteste Leser, je eine des Klarinettes unkundige Person in jähem Schreck blindlings auf diesem Instrumente drauf los blasen gehört haben, so können Sie sich einen Begriff davon machen. Sie lachte wie besessen; sie wand und krümmte sich, als ob sie der unerträglichen Qual ihrer

plötzlichen Freude über den scherzhaften Streich augenblicklich unterliegen mußte; sie schnappte nach Luft; sie blickte wild umher nach Rettung vor den mit unwiderstehlicher Macht auf sie einstürmenden Kobolden der Schelmerei; sie rang die Hände, zuckte, schnellte, reckte sich und stand da, ein unsägliches Bild unsäglichcr Lachlust.

In der That habe ich noch nirgends Leute gesehen, deren Sinn für das Lächerliche leichter zu erregen gewesen wäre, die sogar unter drückenden Verhältnissen leichter zur Fröhlichkeit gestimmt werden, oder bei denen sich fröhliche Gedanken stärker äußern, als es bei den Sklaven von Nordamerika der Fall war. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „Sklaven“, denn ich habe dieselben noch nicht frei gesehen und halte es für wahrscheinlich, daß der Ernst der Freiheit sie auch etwas ernster stimmen müsse. Denn obschon ich stets und überall die Bemerkung gemacht habe, daß die intelligenten, denkenden und strebenden Negersklaven, deren es immer gegeben hat, sich in ihrer Fröhlichkeit selten zur Ausgelassenheit hinreißen ließen, so war es doch stets die große Mehrzahl derselben, die, von Jugend an in den Zustand der Sklaverei hineingewachsen, sich durchaus keine Gedanken darüber machten, sondern Alles hinnahmen, wie es eben kam; und, da ihre Herren für sie sorgten und sie selbst folglich keine Nahrungsorgen hatten, — keiner ernstern Gedanken, keiner Verantwortlichkeit gewohnt, unbesümmert und ohne das geringste Streben, daß sie über das Thier erhob, in den lieben Tag hinein lebten und an Allem ein wildes, unbändiges Vergnügen fanden, daß die Monotonie ihres Lebens unterbrach. Die Nahrungsorgen, welche ihnen die Freiheit nothwendiger



Weise auferlegen muß, so wie das erwachende Bewußtsein menschlicher Rechte und die Nothwendigkeit ernstern Strebens zum Wohl ihrer Familien, müssen schon hinreichen, um den Neger zum Denken zu bringen und ernster zu stimmen, ohne übrigens den angeborenen Humor zu ersticken, der im Gegentheile durch die neuen Einflüsse nur veredelt und über ein kindisches, nichts sagendes Possenspiel erhoben werden kann.

Als Kate sich von ihrer Nachschwelgerei so weit erholt hatte, daß sie andern Eindrücken zugänglich wurde, sagte ich zu ihr mit aufgehobenem Finger: „Aber reinen Mund halten, Kate; Niemanden etwas sagen, am wenigsten Mr. Johnson. Wenn du deine Rolle gut spielst, so bekommst du das —“, ich hielt zwischen Daumen und Zeigefinger einen Viertel-Dollar in die Höhe.

„Niemals sagen,“ meinte die olivenfarbige Köchin. „Sie sollen die beste Torte haben, die ich je gemacht.“

Der Mittag fand Nat Johnson und mich wieder einzig am Tische, denn ein Gasthaus in einem kleinen Landstädtchen des Südens leidet oft Mangel an Gästen. Als das Groß der Speisen verzehrt war, sagte ich: „Nun, Kate, gibt es heute auch ein wenig Dessert?“

„Gewiß, Massa, sehr gutes.“ Und sie huschte hinaus, kam aber bald wieder mit einer Torte herein, die sie mit einem gut berechneten, verschmitzten Lächeln mitten auf den Tisch stellte. Dießmal stand sie auf mein Geheiß nicht hinter Johnsons Stuhl, sondern hinter dem meinigen, Johnson gegenüber, so daß dieser ihr Mienenspiel beobachten konnte. Ich ergriff den Teller und präsentirte ihn meinem Tischgenossen mit folgenden Worten: „Sie haben mich heute mit einem Kuchen bedacht, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ich beim ersten Anblick ahnte,

und die ich nach Tische durch einen eigens angestellten Versuch bestätigt fand. Hier stelle ich Ihnen nun eine Torte vor, die Ihren Kuchen an Schmachthastigkeit weit übertrifft. Sie kennen Kate's Virtuosität in Madeira-Torten; in dem vorliegenden Kunstwerk hat sie sich selbst übertroffen. Versuchen Sie, oder soll ich Ihnen vorlegen? "

Nat witterte Verrath, denn meine Zuversicht und etwas prunkhafte Anpreisung, von Kate's sehr wirkungsvoll halb unterdrücktem Lächeln unterstützt, verfehlte ihren Zweck nicht. Er wies die Torte mit einem überlegenen Lächeln, das mich affkurat an des weiland Bürgermeister's von Saardam „O, ich bin klug und weise, und mich betrügt man nicht!“ erinnerte, trotz meiner fortgesetzten Zudringlichkeit mit der größten Beharrlichkeit zurück. Er fand es zu plump, daß ich seinen Witz „nachahmen“ wollte. Als er endlich beinahe böse geworden, fand ich, es sei Zeit, dem Spasse die Krone aufzusetzen und ließ die kleine Torte auf meinen Teller gleiten, indem ich bemerkte: „Wenn Sie von dieser Torte nicht essen wollen, „so esse ich sie allein.“ Wie gesagt, so gethan. „Vortrefflich!“ — sagte ich, als ich sie bis auf den letzten Bissen verspeist hatte: „Nun, Mr. Nat Johnson, dießmal habe ich den ersten April besser gefeiert als Sie, „denn die Torte war wirklich fein.“ Er machte ein langes Gesicht, denn er hatte diese Torten entsetzlich gerne. Er mochte aber fortan weder Kate, noch die Madeira-Torten mehr leiden, denn er merkte wohl, daß jene mit im Spiele gewesen war. Sie aber erhielt ihren Viertel-Dollar. —

In das nämliche Gasthaus kam oft des Abends ein Quadronen-Knabe von ungefähr 15 Jahren. Da sich

Henry — so hieß er — bescheiden zeigte und freiwillig allerlei kleine Dienstleistungen verrichtete, so war er bei Jedermann wohlgelitten. Sah er Jemanden eine Pfeife stopfen oder eine Cigarre zur Hand nehmen, so war er blitzschnell mit glühender Kohle da, die er in der Küche geholt hatte. Durch solche und ähnliche Dienstleistungen erwarb er sich manches Silberstück. Er hatte das Schneiderhandwerk erlernen müssen und wurde von seinem Herrn als Geselle an einen Schneider vermiethet. Als er aber in die Jünglingsjahre trat, wurde er es nach und nach herzlich satt, mit untergeschlagenen Beinen in einer Schneiderbude zu sitzen, und ob schon er ein geschickter Arbeiter war, so fing er an — wie man glaubte absichtlich — in seiner Arbeit zu pfuschen und trieb es trotz vieler Peitschenhiebe immer ärger, bis ihn kein Schneider mehr miethen wollte. Daher verkaufte ihn sein Herr an einen Pflanze, der schon lange auf den kräftigen, gewandten und intelligenten Jüngling ein Auge geworfen hatte und ihn nun als Leibdiener und Reitknecht gebrauchte und überall mitnahm, wo er hinging. Dieses Leben behagte ihm besser als das Schneiderhandwerk, das er nicht verlernt zu haben schien, denn man behauptete, daß er seinem jetzigen Herrn, dem er seiner Güte wegen sehr treu ergeben war, und dessen Pflanzung von jedem Orte, wo ein Schneider sein Handwerk ausübte, weit entfernt lag, beinahe alle Kleidungsstücke untadelhaft nach neuester Mode verfertige. Jedermann fand aber, daß der gut gewachsene, von Gesundheit strotzende junge Mensch besser auf ein Pferd passe als auf einen Schneidertisch. —

Eine Frau im nämlichen Städtchen, bei welcher ich späterhin wohnte, besaß eine Sklavin Namens Mathilde, ein großes, pechschwarzes Mädchen. Diese bekam beinahe

alle Tage Schläge von ihrer eigenen Mutter, weil sie nicht aufstehen wollte oder etwas im Dienste ihrer Herrin vernachlässigt hatte. Die Letztere mußte oft der alten Negerin wehren, damit sie ihre faule Tochter nicht arbeitsunfähig schlage, und verbot es ihr endlich ganz, sie zu bestrafen, indem sie dieß zukünftig selber thun wolle. Die Alte aber, ein brutales Geschöpf, meinte, „daß faule schwarze Niggermensch“ verdiene, daß man ihr Arme und Beine entzwei schlage. Ihre Herrin aber verbot es ihr strenge, indem sie beifügte, daß Mathilde an die siebenhundert Dollars werth sei und daß, wenn sie zum Krüppel geschlagen, ihr Niemand fünfzig für sie bezahle. Dieß merkte sich Mathilde.

Ich unterhielt mich eines Morgens nach dem Frühstücke mit ihrer Herrin und deren Kindern im Wohnzimmer, während Mathilde das Frühstückgeschirr abwusch. Auf einmal erzitterte das Haus von mehreren schnell auf einander folgenden Stößen. In einem von Backsteinen erbauten Gebäude ist ein Erdbeben kein Spaß. Daher lief Alles unter dem Rufe: „Erdbeben, Erdbeben!“ in's Freie. Mathilde war die Erste. Ihre Herrin machte die Bemerkung, daß sie nicht faul sei, wenn es gelte, ihre Haut zu retten. „Ja, Missis“ — sagte Mathilde ohne Bedenken — „wenn das Haus zusammenstürzt und „ich erschlagen werde, so verliert Missis siebenhundert „Dollars; wenn aber Missis todtgeschlagen wird, so „verliert Niemand einen einzigen Dollar.“

---

Auf einer Pflanzung in West-Tennessee wurde mir zu meiner persönlichen Bedienung ein Neger angewiesen, der wegen seiner sechzig Jahre nur noch leichte Arbeit



verrichtete. Sein Dienst bei mir war sehr leicht und erheischte selten mehr, als das Wasser zum Waschen auf mein Zimmer zu bringen, meine Stiefel zu putzen und dergleichen Kleinigkeiten. Allein „Onkel Pleasant“ schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, mir den Ursprung seines Namens (pleasant heißt angenehm) zu einem unergründlichen Geheimnisse zu machen, denn der alte Schurke machte sich mir tagtäglich so unangenehm, so unerträglich, daß ich noch jetzt eine Anwandlung von Entrüstung verspüre, während ich dieses schreibe. Der schwarze Unmensch macht seine Tücke und Unverschämtheit noch immer in meinen Erinnerungen geltend, und wenn es in meiner Macht gestanden wäre, so hätte ich ihn jedenfalls von den Segnungen der Emancipation ausgeschlossen. Obschon ihm die eben bezeichnete Aufgabe von seinem Herrn deutlich und bestimmt angewiesen worden war, so mußte ich doch Morgens lange rufen, ehe es dem alten Heiden beliebte, seine Aufwartung zu machen. Dann aber kam er „ungerufen,“ d. h. er stellte sich, als hätte er mich nicht gehört, als wisse er nichts von einer Verpflichtung, zu einer bestimmten Stunde zu erscheinen, sondern erschien mit herablassender Miene, als ob er mir eine wichtige Gunst erweise, und hatte die Frechheit zu fragen, ob er mir vielleicht einen Dienst erweisen könne? „er würde sich glücklich schätzen &c.“ Wenn ich dann dem mißgestalteten Ungeheuer — er war frumm, großköpfig und häßlich — meine Befehle erteilte, so war es gerade als ob ich zu einem Holzkloße rede. Er fing an von gleichgültigen Dingen zu schwätzen, als ob er bei mir auf Besuch sei. Der tückische Kerl hatte es — das war sonnenklar — längst darauf abgesehen, mich durch seine Bosheit zu ärgern und hatte eine tausend-

jährige Satansfreude, wenn er merkte, daß es ihm gelang. Freilich juckte es mich oft in allen Gliedern, mit der Reitpeitsche auf den wüsten Kumpen loszustürzen und ihm sein falsches Fell durchzugerben. Allein stets hielten mich meine in Europa so zu sagen mit der Muttermilch eingesogenen und durch die Erziehung befestigten Grundsätze davon ab. Dazu gesellte sich ein Gefühl natürlichen Widerwillens, mich an einem alten Manne zu vergreifen. Sein Herr, bei dem ich mich beklagte, gab ihm scharfe Verweise, die er mit der gemüthlichsten, unerschütterlichsten Seelenruhe anhörte. Als diese nichts fruchteten, entzog er ihm den Tabak, den er sonst allen alten Negern gewährte. Damit war ich aber selbst bestraft, und nicht Pleasant, denn er rauchte und kaute wie zuvor, freilich nicht den Tabak seines Herrn, sondern den meinigen, den er stahl, während er mich nach wie vor auf frisches Wasser und Stiefel warten ließ. Dabei stand er sich übrigens noch weit besser, denn mein Tabak war von besserer Qualität, als derjenige, den man den Negern gab. Er wurde nun immer frecher. Er fing an, des Morgens in aller Frühe auf mein Zimmer zu kommen und mich zu wecken und setzte sich trotz meines ausdrücklichen Verbotes ganz vertraulich auf mein Bett. Endlich trieb er einmal seine Frechheit so weit, daß er, scheinbar wie aus Versehen, sich auf die Stelle setzte, wo, wie er ganz gut wußte, meine Füße waren, und mir beinahe die Gehengelenke entzwei knickte. Ich hatte nun genug. Indem ich mich gegen die Wand stemmte, warf ich ihn mit einem gewaltigen Stöße meiner beiden Füße vom Bette herunter, und als er trotz meines Befehles dennoch nicht sogleich ging, sprang ich auf und stieß ihn mit Gewalt zur Thüre hinaus. Ich kann mir



noch jetzt die satanische Wuth vergegenwärtigen, mit welcher er mich anblickte. Er packte sich aber doch.

Onkel Pleasant war, wie ich wußte, von jeher widerspenstig gewesen. Oft, wenn ich alter Zeiten gedenke, und auch der alte Unhold sein Recht auf meine Erinnerung geltend macht, dauert er mich von Herzen. Denn er war ohne Zweifel Einer von Denen, die mit einem unbändigen Willen geboren werden, und der Zustand der Sklaverei, der lebenslange Zwang, weit entfernt, seinen Willen zu brechen und fügsam zu machen, war gerade das rechte Mittel, denselben in den verderblichsten Richtungen zu entwickeln, Halsstarrigkeit, Bosheit und teuflische Tücke zu erzeugen und Pleasant unglücklich zu machen. —

Sein Herr, dem ich erklärte, daß ich ihn nimmermehr auf meinem Zimmer dulden wolle, gab mir nun einen ungefähr sechszehnjährigen Burschen, einen Mulatten, dessen schmutzig rothgelbliche Wolle — denn Haar konnte man es doch nicht nennen — ihm ein grenzenlos falsches Aussehen gab. Freilich war Kerry ein flinker Junge, und im Anfang ging Alles gut. Er zeigte sich sogar ziemlich gutmüthig. Allein bald glaubte ich den Einfluß des Onkel Pleasant zu bemerken, dessen unter Negern gebräuchlicher Ehrentitel „Onkel“ in diesem Falle auch seinen Verwandtschaftsgrad zu Kerry bezeichnete. Sei dem, wie es wolle, er wurde endlich nachlässig und frech. Er kam nicht, wenn er sollte, oder wenn ich ihn rief, sondern nur wenn es ihm gefiel. Als ich ihn einst mehrmals vergeblich gerufen, schlich ich zur Thüre hinaus. Ich sah ihn unten an der Treppe stehen und hörte ihn lachend zu einem andern Neger sagen: „Der kann lange rufen, ich gehe nicht.“ — Ich ging nun sachte in mein

Zimmer zurück, nahm meine Reitpeitsche in die Hand und rief ihm noch einmal durch die offene Thüre. Er kam nicht, aber ich hörte deutlich ein halb ersticktes Gelächter. Ich trat nun aus der Thüre und rief die Treppe hinunter. Als er mich oben sah, flog er sogleich hinauf, stutzte aber, als er die Reitpeitsche in meiner Hand erblickte — kam indessen hinauf, als ich meinen Befehl wiederholte. Trotz seines frechen Lächelns, trotz seiner Betheuerungen, daß er erst diesen Augenblick in's Haus gekommen sei und mich nicht habe rufen hören, ließ ich die Peitsche einige Male auf seinen Rücken fallen, indem ich ihm seine Unarten vorhielt. Ich war nachher, bei ruhiger Ueberlegung, erstaunt, daß ich mich zu einer solchen Handlung hatte hinreißen lassen, verspürte aber — ich gestehe es — nicht die geringsten Gewissensbisse, sondern war der festen Ueberzeugung, daß er die Strafe verdient habe. Kerry aber war fortan musterhaft in Ausübung seiner Pflichten, obschon ich ihm ansah, daß nur die Furcht ihn im Zaume hielt. Was hätte ich auch anderes thun können? Hätte ich mich über ihn bei seinem Herrn beklagt, so hätte dieser ihm wahrscheinlich eine doppelte Tracht Peitschenhiebe gegeben; hätte ich ihn aber gewähren lassen, oder hätte ich mich selbst bedient, so wäre ich in der Achtung sowohl der Neger als der Weißen gesunken. —

Einen angenehmen Kontrast bot ein anderer Neger auf der nämlichen Pflanzung. Nahe an vierzig Jahre alt, schwarz wie eine Kohle, derb und kräftig gebaut, hatte Hal (Abkürzung für Henry) in seinem ganzen Wesen einen so deutlich ausgeprägten Ausdruck der Redlichkeit, Treue, Gutmüthigkeit, und zugleich der Intelligenz, daß man sogleich Vertrauen zu ihm faßte. Er

hatte aber auch, obschon ein Sklave, in seinem Wesen eine Würde, die ihm, im Verein mit seinen übrigen Eigenschaften, nicht nur die Achtung seiner Stammesgenossen, sondern auch diejenige der Weißen, in hohem Grade erwarb. Niemand trieb, wie es sonst mit vielen Sklaven geschieht, seinen Spott mit ihm oder hielt ihn zum Besten, er wurde stets mit wahrer, aufrichtiger Güte und Achtung behandelt. Oft schickte ihn sein Herr fünfzig Meilen weit nach Memphis auf die Bank, um Geld zu erheben, und die Bankiers, die ihn kannten, hatten nie das geringste Bedenken, ihm auch bedeutende Summen anzuvertrauen. Er war aber erst recht in seinem Elemente, wenn er den Rutschbock bestiegen hatte. Mit seinen besten Kleidern angethan, saß er mit unnachahmlichem Ernste auf seinem Posten, und man konnte aus seinen Zügen das Bewußtsein herauslesen, daß ihm das Leben seiner Herrschaften anvertraut war. Hal hatte auch eine gewisse Festigkeit und Entschlossenheit und eine Art des Umgangs mit seinen Stammesgenossen, die, ohne barsch oder unfreundlich zu sein, ohne je in Anmaßung von Autorität oder bloße Schaustellung seiner Ueberlegenheit auszuarten — denn dazu war er zu bescheiden — mir doch stets wie hohes Selbstgefühl, ja beinahe wie stille Majestät vorkam, und ich dachte mir oft, daß er in einem Negerstaate als König oder Oberhaupt am rechten Platze sein möchte. —

Tom, der Rutscher der Schwägerin des Pflanzers, welche ebenfalls auf der nämlichen Pflanzung wohnte, war auch einer der intelligenteren Neger, zu Allem willig und brauchbar, treu und höflich — allein er konnte dem Hal bei weitem nicht die Schuhriemen auflösen. Freilich ahmte er ihn in Allem nach und nicht ohne Erfolg.

Die meisten übrigen Neger der Pflanzung ließen ihm den Vorrang, und er wußte sich ein ziemliches Ansehen zu geben. Sobald aber Hal erschien, knickte er neben ihm zusammen und anerkannte stillschweigend seine Ueberlegenheit, ohne im Geringsten Eifersucht zu verrathen. Sogar Tom's weit elegantere Art sich zu kleiden — ein Umstand, der sonst bei Negern selten seinen Eindruck verfehlt — vermochte nie, ihn in den Augen seiner Stammesgenossen auf die gleiche Stufe mit Hal zu erheben. Auch erhielt Tom sowohl von Weißen als von Negern nur höchst selten den vertraulichen Ehrentitel „Onkel,“ während Hal nur unter dem Namen „Onkel Hal“ bekannt war. —

Da kommen zwei drollige Gestalten, kleine braune Mädchen von acht bis zehn Jahren, drollig wie ihre Namen: Missouri=Anna und Louisiana. Im Süden habe ich oft sowohl weiße als farbige Mädchen gesehen, deren Namen einem der verschiedenen Staaten entnommen waren, z. B. Tennessee, Georgia, Florida, Alabama &c. — Wenn man nicht geradezu diese beiden Mädchen auszankt, so lachen und fichern sie bei Allem, was man sagt, finden Alles spaßhaft, was man ihnen befiehlt und hüpfen abwechselnd auf dem rechten und dann wieder auf dem linken Beine fort, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Sie kommen daher gerollt und getrollt wie kleine Kobolde, und ist irgend ein Spaß zu überwältigend, so fallen sie sogleich um, um es sich zum Lachen bequem zu machen. Die lebhaften kleinen Dinger können aber eine monotone Beschäftigung nicht vertragen, sonst werden sie faul. So haben z. B. beide ihre besondern Aemter beim Mittagessen. Die eine steht mit einem dichten Fliegenwedel von langen Pfauenschwanzfedern neben dem



Stühle ihrer alten Herrin und verscheucht die Fliegen vom Tische. Die andere steht in dem einen Ende des Speisezimmers und setzt vermittelst einer Schnur ein halbes Duzend parallel mit einander von der Decke herunter hängender, vielleicht drei bis vier Schuh im Quadrat messender Fächer in Bewegung, um durch den auf diese Weise entstehenden Luftzug die Hitze zu mildern. Allein diese Beschäftigungen sind zu eintönig für beide. Missouri-Anna, die sich instinktmäßig an die Wand gelehnt hat, nickt mit offenem Munde ein, macht noch einige schlaftrunkene Bewegungen mit dem Fliegenwedel; dann ist alles still. Ebenso ergeht es Louisiana; die Fächer hängen schlaff herab, und wie in den heißen Sümpfen des Staates, dessen Namen sie trägt, geht kein Lüftchen mehr. Der Sohn des Pflanzers, ein vierzehnjähriger Junge, ruft die beiden Mädchen zum Bewußtsein ihrer Pflicht zurück, indem er ihnen — ich bedaure, es zu sagen — Stücke Maisbrod in den offenen Mund, oder wo es sonst treffen mag, schleudert. Sie schrecken zusammen, öffnen verwundert die Augen und setzen ihre pflichtgemäßen Bewegungen fort wie die aus hundertjährigem Schlafe erwachten Röche in Dornröschen, — um noch einige Male einzuschlafen. Schlafen! Ja, dieß war eines ihrer Hauptvergnügen. Wie oft habe ich sie nicht im Hofe hinter dem Hause wie Alligatoren in der heißen Mittagssonne schlafen gesehen! Wie rüttelte sie nicht der pflichtgetreue Onkel Hal, wenn er sie bei ihrer angenehmen Beschäftigung überraschte, und wie flüchteten sie sich vor seiner dicken Stimme und vor seinem grimmen Rächerblicke! —

Die letzte Persönlichkeit auf dieser Pflanzung, die ich dem Leser vorstellen will, ist Betty, eine hellfarbige

Mulattin mit glatten, schwarzen Haaren, schönen Gesichtszügen und großem, wohlgebildetem Körperbau. Stolz wie eine Juno schritt sie mit einem ihrer Kinder im Arme daher und verrichtete alle ihre Geschäfte mit einer Art von finstern Troke. Sie war — um ein südliches Sprüchwort zu gebrauchen — hartnäckig wie ein Maulthier und legte einen böswilligen, verbissenen Eigensinn an den Tag, den ich selten übertroffen gesehen habe. Und doch hatte sie eine Herrin, welche die Güte und Nachsicht selber war. Sie mochte wohl trotz der gütigen und freundlichen Behandlung den Mangel der Freiheit tief fühlen, denn sie stand hinsichtlich geistiger Gaben weit über dem durchschnittlichen Standpunkte gewöhnlicher Sklaven. Sie verkehrte nie gerne mit Weißen. Ich dachte mir immer, daß bei einem Sklavenaufstande Betty kaum unter der Zahl der Getreuen gefunden werden möchte, obgleich auch nicht unter denen, welche Excesse, Mißhandlungen oder gar Mord begehen würden. Wer konnte es ihr aber verargen, wenn sie nach Freiheit lechzte! —

Was die übrigen Neger jener Pflanzung betrifft, die gewöhnlichen Feldarbeiter, so waren sie im Allgemeinen gutmüthige, dienstfertige Leute, oft nicht ohne Mutterwitz, aber entseßlich träge und sinnlich und auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Trotz ihrer Zufriedenheit mit ihrer Lage muß man indessen nicht annehmen, daß sie ohne Ansprüche gewesen seien. Für kleine Dienstleistungen ließen sie sich gerne bezahlen und nahmen sowohl Geld als alte Kleider, Stiefeln, Tabak u. dgl. als Gegenleistungen an. Dazu hatten sie ganz eigene Begriffe von Eigenthum, und wenn sie von „unserm Herrn“ oder von „unserer Pflanzung,“ von „unsern Hühnern, Schweinen,



Pfirsichen, Melonen," überhaupt von dem Eigenthume ihres Herrn sprachen, so war dieß keineswegs nur eine Redensart, sondern es lag ein Sinn darin, der in einem gewissen Billigkeitsgeföhle begründet war. Sie wollten damit sagen, daß sowohl ihr Herr und ihre Herrinnen, als auch die Pflanzung mit Allem was sie enthielt, ebenfogut ihnen, den Sklaven, angehörten, als sie selbst ihren Herren. Sie bewiesen dieß durch die That, denn oft klagte mir sowohl der Pflanzer, als die Damen des Hauses darüber. Eine der Lektorn kam einmal in Begleitung einer Sklavin, die mir einen Teller mit zwei Pfirsichen überreichte, welche sowohl durch ihre ungemeine Größe als durch ihren äußerst lieblichen Geschmack bemerkenswerth waren. „Dieß sind die zwei einzigen, die noch zu finden waren," — sagte die Dame — „es ist nichts vor den Negern sicher; sie betrachten Alles, was auf der Pflanzung ist, als das Ihrige, weil sie arbeiten, und man kann ihnen das Gegentheil nicht begreiflich machen. Da sie auf der Pflanzung geboren und aufgewachsen sind, so betrachten sie diese natürlicher Weise als ihre Heimath. Verbieten hilft nichts, und wegen solcher Kleinigkeiten mag ich sie nicht bestrafen lassen.“

Wenn die Neger jener Pflanzung sehr frei mit dem Eigenthum ihrer Herren umgingen, so kann ich mich dagegen nicht eines einzigen Falles erinnern, daß mir von ihnen (Onkel Pleasant ausgenommen) etwas gestohlen worden wäre, während auf andern Pflanzungen, besonders aber im Staate Mississippi, dieß häufig der Fall war.

---

Von einer andern Pflanzung in Tennessee will ich ebenfalls einige meiner schwarzen Bekannten anführen. Ich war dort, wie auf der vorigen, Hauslehrer und hatte mein eigenes comfortables Zimmer. Der Pflanze hatte einen jungen Sklaven von vielleicht 18 Jahren, einen Quarteron, dessen Gesichtsbildung die Abstammung von der Neger-Race kaum errathen ließ, aber im Gegentheil, wie mich dünkte, mit des Pflanzers Söhnen eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Auch schien George — so hieß er — im Hause alle Privilegien zu haben, welche auf vielen Pflanzungen oft denjenigen intelligenten Sklaven zugestanden wurden, welche sich auf irgend eine Weise ihrer Herrschaft angenehm zu machen wußten. Er mochte sich auf seine Stellung oder irgend etwas viel einbilden, denn er war ein äußerst frecher und zudringlicher Bursche. Meine Zöglinge kamen beinahe alle Abende, besonders im Winter, auf mein Zimmer, wo ich mich mit ihnen in freundschaftlicher Weise unterhielt. Da ich mit denselben auf sehr angenehmem Fuße stand und mir überdies, gemäß der in Amerika, besonders auf dem Lande, herrschenden freien Sitte, alle Zimmer im Hause offen und zur Verfügung standen — natürlich mit Ausnahme der Privatgemächer der Damen, wo ich mich, wie Jedermann, erst zu melden hatte — so fand ich es ganz natürlich, daß sich jene zu jeder Zeit, auch während meiner Abwesenheit, auf mein Zimmer begaben, um sich da zu unterhalten. Ich sah dieß sogar sehr gerne, da es mir als ein Beweis ihrer Anhänglichkeit galt. Und daß bei solchen Anlässen sogar George mit ihnen in's Zimmer kam, fand ich auch nicht außergewöhnlich, da unter den damaligen Zuständen zwischen den Söhnen der Pflanze und den Haus-Sklaven ein bedeutender

Grad von Vertraulichkeit zu herrschen pflegte. Daß aber derselbe während meiner Anwesenheit nicht ohne Erlaubniß Zutritt hatte, verstand sich von selbst.

Einmal nun, als ich allein in meinem Zimmer am Feuer eine Cigarre rauchte, kam George ohne Anmeldung herein, setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, neben mich auf einen Stuhl und streckte seine Füße an's Feuer — ein in jedem Lande, besonders aber im Süden, für einen Diener unerhörtes Benehmen. Ich fragte ihn, was er wolle. Trotzig erwiderte er, er wolle sich wärmen. Ich wußte nicht, ob ich mich an dem unverschämten Jungen ärgern, oder über sein Benehmen lachen sollte. Ich bedauerte ihn, denn augenscheinlich strebte er nach unerreichbaren Dingen und suchte sich eine Stellung gegenüber mir zu ertrogen, die ihm nicht gebührte. Von einem augenblicklichen Einfalle getrieben, ging ich in einer Weise auf seinen Humor ein, die ihm nicht behagte. Indem ich ein unterwürfiges Wesen annahm, sagte ich zu ihm:

„Ah, Massa George wollen sich wärmen? vielleicht wünschen Sie, daß ich Ihnen eine Pfeife stopfe und anzünde?“

Seine Augen funkelten.

„Oder“ — fuhr ich fort — „kann ich vielleicht Massa George's Schuhe wischen? — sie sind sehr schmutzig, sehr!“

George knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

„Nicht? — So darf ich mich vielleicht noch ein wenig an Massa George's Feuer wärmen? Darf ich nicht noch einige Augenblicke in Massa George's Zimmer verweilen?“

In George kochte die Wuth. Mein Spott hatte ihn, statt, wie ich erwartete, zu demüthigen, auf's Aeußerste ergrimmt. Endlich plakte er heraus: „Ich gehe nicht fort — ich habe ebenfogut das Recht hier zu sein, wie Sie — ich gehe überall hin, wo die jungen Herren hingehen. — Dieß ist nicht Ihr Haus.“

Ich fühlte, daß ich den Menschen eines Bessern belehren müsse, oder es wäre um meine Stellung geschehen. So konnte ich mir doch dieselbe nicht in meinem eigenen Zimmer von einem Diener anweisen lassen.

„Fort, hinaus!“ rief ich ihm mit lauter Stimme zu.

„Sie haben kein Recht . . .“ knirschte er.

Ich machte eine Bewegung, um ihn zu packen und mit Gewalt hinauszuführen. Er aber sprang auf und stürzte sich nach der Ecke des Zimmers, in welcher meine Jagdflinte stand. Ich errieth seine Absicht, kam ihm zuvor und warf ihn mit einem Rucke zu Boden. Er fiel zufälliger Weise gerade vor die Thüre hin. Ich stellte mich mit geballten Fäusten vor ihn und wiederholte meinen Befehl, sich zu entfernen. Da ich sonst als sehr freundlich in meinem Umgange mit den Sklaven galt, mochte er sich Anfangs wohl in mir geirrt haben. Jedenfalls hatte er nun meine Entschlossenheit kennen gelernt und mußte einsehen, daß ich in solchen Dingen nicht mit mir spassen lasse; denn er packte sich sofort hinaus, wiewohl nicht ohne mit vor Wuth halb erstickter Stimme Drohungen auszustößen.

Sein Herr, den ich mit dem Austritte bekannt machte, war davon höchst peinlich berührt. Er mochte wohl seine eigenen Gedanken haben, die ich zu ahnen glaubte, da, wie ich schon erwähnte, in George eine Aehnlichkeit mit den Familienzügen nicht zu verkennen war. Indessen



billigte er meine Handlungsweise, äußerte sein Bedauern, daß der Bursche mich belästigt habe, und gab zu, daß derselbe ziemlich verwöhnt und frech geworden sei. Er sorgte übrigens dafür, daß ich nicht mehr mit George in Berührung kam.

Der ganze Vorfall war mir widerlich. Einerseits bedauerte ich George, welcher trotz seiner hellen Hautfarbe und seiner wahrscheinlichen Herkunft doch ein Sklave bleiben mußte, obschon er zu ahnen oder vielleicht zu wissen schien, daß er der Familie näher stand, als seine Stellung es vermuthen ließ. Andererseits konnte ich kaum anders handeln, als ich es gethan hatte, denn besonders ein Fremder mußte sich in jenen Zeiten sehr hüten, gegenüber den Sklaven sich in etwas zu vergeben, wenn er nicht die Achtung der Weißen verlieren wollte. Obschon mich meine eigene mehrjährige Erfahrung davon überzeugt hatte, daß die Sklaven im Allgemeinen menschlich und mit großer Güte, ja oft mit eigentlicher Liebe behandelt wurden, so erkannte ich doch bei jenem Anlasse, so wie bei vielen spätern, auf's deutlichste, welch schrecklicher Fluch die Sklaverei nicht nur für die Schwarzen, sondern auch ganz besonders für die Weißen sei. Ein noch so intelligenter und beinahe weißer Sklave durfte nie darauf hoffen, Ansprüche auf höhere Stellung zu machen, wie sehr er auch fühlen mochte, daß er zu Besserm tüchtig sei, als ein Sklave zu bleiben, — während der Weiße, welchen seine geheimen Sünden in eine von der Natur geheiligte Stellung zu seinem Sklaven gebracht hatten, seine Gefühle nie laut werden lassen durfte, sondern verläugnen mußte, bis sie durch die beständige Uebung ganz untergingen. —

Der nämliche Pflanzer hatte nach dem herrschenden

Gebrauche einen seiner besten Sklaven vermiethet, um an einer im Baue begriffenen Eisenbahn zu arbeiten. Infolge des Einstürzens der Erde beim Durchstiche eines Hügels kam derselbe nebst mehreren Andern seiner Kameraden um. Auf den heutigen Tag kann ich die herzzerreißende Scene nicht vergessen, die nach der Ankunft der Schreckensnachricht stattfand. Als ich zufälligerweise aus einem Fenster meines Zimmers hinaus schaute, stürzte die Mutter jenes Sklaven, eine große, wohlgebildete Mulattin, die mir immer wegen ihres tiefen Ernstes und beinahe stolzen, abstoßenden Wesens aufgefallen war, aus dem Hause, in den Hof, wo sie wie wahnsinnig herumlief und einmal um das andere ausrief: „O mein Sohn, mein einziger Sohn!“ Ihr Jammer war unbeschreiblich, ihr Schreien entsetzlich. Endlich kamen einige Sklavinnen aus dem Hause und führten sie in ihre Hütte, wo man sie noch lange wehklagen hörte. Gegen Abend brachte man den Leichnam des Verunglückten auf die Pflanzung und traf sogleich Anstalten zu dessen Beerdigung. Seine Mutter konnte sich kaum von ihm trennen.

Der Pflanze forderte mich auf, dem Begräbniß beizuwohnen. Wir gingen in den nahen Wald, wo mitten unter den dicht umherstehenden Bäumen eine kleine Lichtung war. Dieß war der Begräbnißplatz der Sklaven. Ein Neger stand mit einem Spaten schluchzend an einem frisch geöffneten Grabe. Bald kam der Leichenzug. Auf einer Tragbahre von Baumästen wurde der Todte ohne Sarg, nur mit einem Tuche bedeckt, unter dem Geleite vieler seiner Stammverwandten still und ohne Gepränge hergebracht, und nachdem einer der Neger ein kurzes Gebet gesprochen hatte, sogleich in's Grab gelegt. Während



man die Erde über die Leiche schaufelte, wurde ein durch vieles Schluchzen unterbrochener, wild melancholischer Gesang gesungen. Die Scene war, mit all ihrer anspruchlosen, natürlichen Einfachheit, tief ergreifend. Auf dem Rückwege sagte mir der Pflanzer mit Thränen in den Augen und kaum seiner Stimme mächtig, daß er nie mehr einen Sklaven ausmieten werde. Ich bin vollkommen überzeugt, daß seine Rührung ganz rein war und wahren Gefühle entsprang; denn er wußte, daß er für den verlornen Sklaven nach seinem ganzen Werthe entschädigt werden würde. Uebrigens war er Einer von Denjenigen, welche im Geheimen die Sklaverei mißbilligten, allein ihre Ansichten nicht laut werden lassen durften und dabei wohl auch nicht wußten, wie dieselben mit ihrem materiellen Vortheile in Einklang zu bringen seien.

---

Bei einer Familie im Staate Mississippi, welche eine Pension für Herren und Damen hielt, fand ich unter Andern folgende Neger: Die Köchin, Tanten Syne (Euphrosyne) genannt, eine alte, dicke Negerin, zeichnete sich einerseits durch große Geschicklichkeit in ihrem Amte aus, andrerseits aber durch eine große Liebe zu ihren Kindern, welche ich derjenigen einer Löwin für ihre Jungen vergleichen möchte, da sie sich häufig veranlaßt fand, für dieselben gegenüber der herrschsüchtigen Hausmagd, die ich ebenfalls einer Betrachtung würdigen werde, kräftig einzustehen. Im Uebrigen war sie eine äußerst gutherzige Frau, die bereit war, für Denjenigen, der sich ihren Kindern nur einigermaßen freundlich erwies, durch's Feuer zu gehen.

Einen bedeutenden Kontrast bot ihr Mann Armstead. Dieser suchte alle Arbeit und Verantwortlichkeit von sich abzuwenden und hatte stets tausenderlei Einwendungen zu machen, wenn sein Herr ihm ein Geschäft übertragen wollte. Bald schügte er eine Krankheit vor, bald andere Beschäftigungen, oder er behauptete, nicht dazu verpflichtet zu sein, weil die zu verrichtende Arbeit in den Dienstkreis eines andern Sklaven gehöre; ja, er suchte seinen Herrn sogar über die auf dem Hofe auszuführenden Geschäfte eines Bessern zu belehren. Kurz, er that nichts, ohne zu raisonniren. So wie seine Frau eifersüchtig auf die Hausmagd Gemima war, konnte er deren Mann Daniel nicht leiden und es kam zwischen den Beiden häufig zu Zwistigkeiten. Daniel hatte das Schmiedehandwerk erlernt und arbeitete als ziemlich unumschränkter Herr in der Schmiede des Städtchens. Er hatte somit eine ziemlich unabhängige Stellung und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er seinem Herrn monatlich eine bedeutende Summe für die Erlaubniß bezahlte, sein Handwerk auf eigene Rechnung ausüben zu dürfen. Er war in seinem Benehmen gegen die übrigen Neger zurückhaltend und stolz und affectirte eine gewisse Vornehmheit, die bei den meisten Negern zu finden ist, welche sich in vortheilhaften Verhältnissen befinden. Allein Armstead ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern beleidigte Daniel auf alle ersinnliche Weise. Dieser, ein ziemlich intelligenter Mann, wich den uncivilisirten Angriffen seines Widersachers aus, so viel er konnte, war aber doch nicht immer im Stande, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Armstead war aber in einer Kampfweise berühmt, die ich nur unter den Negerklaven angetroffen habe. Er gebrauchte seinen

kugelrunden und eisenharten Kopf, der auf einem wahren Bullen-Nacken saß, als eine Art Sturmbock, und suchte ihn seinem Gegner in den Leib zu rennen.

Ich kam einmal aus dem Walde in den Stallhof, durch welchen ein Weg nach dem Hause führte. Daniel stand mit dem Rücken an einen Baum gelehnt. Er war sonntäglich in feines, schwarzes Tuch gekleidet, hatte einen Seidenhut auf dem Kopfe und Handschuhe an den Händen. Seine Stiefel glänzten wie sein eigenes schwarzes Gesicht. Armstead dagegen war in seiner Stallkleidung, baarhaupt, und sah sogar für einen Neger unappetitlich aus. Er stand mit geballten Fäusten vor Daniel und überschwemmte ihn mit einem Strome von Verwünschungen. Dieser stand da, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, und schaute ihn mit kaltblütigem, überlegenem Blicke an. Dieß steigerte Armstead's Wuth. „Du miserabler schwarzer Neger!“ knirschte er. „Du kannst nichts sagen. Deine Frau Femima, die schwarze Hündin, ist ein schlechtes Weib; als sie noch ledig war, lief sie jedem weißen Jungen nach; sie hat meinen Kindern nichts zu befehlen, nur Massa hat das Recht. „Ja, Dan, ich will dir deinen verdammten schwarzen Magen einrennen.“

Nichts war vor dem Kriege gewöhnlicher, als daß zankende Neger einander ihre Farbe und Abstammung vorhielten und sich gegenseitig damit zu beschimpfen suchten.

Armstead's Worte waren gut berechnet; sie störten Daniels Gemüthsruhe dermaßen, daß er sein vornehmes Stillschweigen brach und seinem Gegner erwiderte: „Ich verachte dich, ich verschmähe es, dich zu beschimpfen, du stinkender Neger. Wenn du mir aber die Sonn-

„tagßkleider zu Grunde richtest, so wird dir Massa's Peitsche dein schwarzes Fell zerreißen.“

Dieß war Del in Armstead's Feuer. „Du — du —!“ er konnte vor Wuth kein Wort mehr hervorbringen. Er senkte seinen Stierkopf und rannte gegen seinen Widersacher an. Ich erstaunte über die Behendigkeit des alten Mannes, der sonst stets lahm und steif in den Gliedern zu sein schien, wenn er eine im Geringsten anstrengende Arbeit verrichten sollte. Allein Daniel war zu gewandt für ihn. Genau den richtigen Zeitpunkt berechnend, brachte er mit einer raschen Bewegung seinen „schwarzen Magen“ und seinen Sonntagstaat in Sicherheit und ließ Armstead's Eisenkopf mit voller Wucht gegen den Baumstamm anrennen, daß es krachte. Negerköpfe sind sprichwörtlich die härtesten aller Köpfe, und Armstead fühlte von dem gewaltigen Stoße keine weitere Beschwerde, als daß sein Zorn zu neuer Gluth angefacht wurde. Er stürzte sich von Neuem auf seinen Gegner und um seines Zieles gewiß zu sein, ergriff er ihn bei den Armen und pflanzte seinen Kopf auf dessen Leib fest, während er, mit den Füßen gegen den Boden stemmend, mit der Wucht seines ganzen Leibes nachbohrte. Doch Daniel wußte sich los zu machen, ergriff Armstead beim Nacken und schleuderte ihn zu Boden. Der alte Mann wollte eben von Neuem auf seinen Gegner eindringen, als derselbe ein Messer aus seiner Tasche zog.

Ich hielt es nun für hohe Zeit, einzuschreiten. Ich trat hinter dem Stallgebäude hervor, wo ich mich ganz stille verhalten hatte, und forderte die beiden, bei meinem Anblicke höflich bestürzten Kämpen auf, auseinander zu gehen. Vor dem Kriege hätte es kein Neger im Süden gewagt, die Vermittlung eines Weißen von der Hand



zu weisen oder in seiner Gegenwart sich gegen andere Thätlichkeiten zu erlauben. Dantel steckte sein Messer ein, setzte seinen arg zugerichteten Hut auf, beschaute ärgerlich seine beschmutzten Kleider und ging weg, während Armstead wieder eine aufrechte Stellung einnahm und mich verwundert anblickte. Beide waren in der Folge äußerst zuvorkommend gegen mich, da sie sich in meiner Gewalt fühlten, denn sowohl Armstead als ganz besonders Daniel, der ein Messer gezückt hatte, würden im Falle einer Entdeckung bestraft worden sein.

Was Gemima, Daniels Frau, betrifft, so war leider Alles wahr, was Armstead ihr vorgeworfen hatte. Dazu war sie herrschsüchtig, stolz und voll Ränke gegen die übrigen Sklaven und kriechend höflich gegen ihre Herrin. Ihre Einbildung machte sie lächerlich, besonders aber wenn sie es versuchte, sich die gewandtere und fließendere Ausdrucksweise der Weißen anzueignen. Dabei traf sie hier und da das Richtige, machte aber gewöhnlich die drolligsten Verwechslungen und Verstöße. Sie ließ sich auch durch das unbarmherzigste Gelächter von ihren Bildungsversuchen nicht abwendig machen, obschon sie sich bei solchem Fiasco gewöhnlich in ihrer Ehre tief gekränkt zu fühlen schien.

Gemima und ihr Mann Daniel hatten in unmittelbarer Nähe des „großen Hauses“ \*) ein nettes Häuschen, das ihnen ihre Herrschaft ganz neu hatte erbauen lassen. Gemima hielt es sauber und bewies in ihrem Haushalte vielen Sinn für Ordnung und Häuslichkeit. Ueberhaupt glaubte ich stets, daß sowohl sie als ihr

---

\*) So wurden von den Sklaven die Häuser ihrer Herren genannt, weil sie größer waren als ihre eigenen.

Mann unter günstigeren Verhältnissen, d. h. mit einer weißen Hautfarbe und etwas Erziehung, sich durch eigene Energie und Intelligenz zu einer soliden Existenz emporgearbeitet haben würden. Dieß mag noch von vielen Negern gelten, denen nur Gleichberechtigung mit der weißen Race und eine gewöhnliche Schulbildung fehlt, um als Handwerker oder Geschäftsleute ihr reichliches Auskommen zu finden, wiewohl ihnen von ihrem frühern Zustande der Leibeigenschaft noch manche Gewohnheiten anleben mögen, die zu ihrem Gedeihen hinderlich sind. Ob aber die Gleichstellung und Gleichberechtigung je erfolgen, oder wenn zum Gesetz erhoben, thatsächlich ausgeübt werden wird, steht sehr zu bezweifeln, denn keine Vorurtheile wurzeln so tief, wie die Racen-Vorurtheile. Die Vorgänge auf Jamaika, wo reiche, gebildete und beinahe weiße Farbige unschuldig hingerichtet wurden, sind noch zu frisch in der Erinnerung. Wer übrigens in Nordamerika die gegenseitige Stellung und Verkehr der beiden Racen beobachtet hat, wird wohl zum nämlichen Schlusse kommen.

---

Wir wollen noch einige Neger einer Mississippipflanzung einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Da ist Johnson, ein sehr gescheidter, zu Allem geschickter und brauchbarer Neger. Sein Herr hat ihn in New-Orleans gekauft, wo er wahrscheinlich seine Pfliffigkeit gelernt hat. Er ist ein vortrefflicher Kammerdiener, Stall- und Reitknecht, Kutsher, Koch, Zimmermann, Krankenwärter, kurz ein Tausendkünstler, und dabei gutmüthig, willig und zuverlässig, d. h. so lange er sich nicht Branntwein verschaffen kann. Geschieht dieß,

So hören alle jenen guten Eigenschaften auf, bis der letzte Dunst des geliebten Getränkes verbraucht ist. Er vernachlässigt dann seinen Dienst, reitet Pferde zu Schanden und zieht sich manchen bösen Handel mit seinem Herrn zu, wobei natürlich die Peitsche leider eine wichtige Rolle spielt.

„Tantchen Aggie“ (Agnes), die Köchin, ist eine alte, gegen die Gewohnheit ihres Gewerbes spindelbürre Megerin, welche den ganzen Tag aus einem alten, kleinen Pfeifenstummelchen raucht und beständig in's Feuer spuckt. Nichtsdestoweniger versteht sie die schmackhaftesten Gerichte zu bereiten. Man darf ihr aber natürlicherweise bei Ausübung ihres Amtes nicht zuschauen, wenn man ihre Gerichte schmackhaft und appetitlich finden will.

Kate, ein hübsches, achtzehnjähriges Quadronenmädchen mit rabenschwarzen Haaren und Augen wie Kohlen, ist die Kammerjungfer der beiden Töchter des Pflanzers, hat Kinder mit blonden Haaren und blauen Augen, aber — noch keinen Mann. Dieß bringt ihr aber durchaus keine Schmach, da die Farbigen keine Stellung zu verlieren haben. Sie steht im Gegentheil nach wie vor in großer Gunst bei ihren Herrinnen, welche die vaterlosen Kleinen hätscheln und sich mit ihnen belustigen, und wohl auch die Ursache zu erforschen suchen, warum sie der Mutter und ihrem Stamme so unähnlich sehen mögen.

Julia, die Wäscherin und Glätterin, eine hübsche Megerin von dunkler Farbe, ohne die sonst so häßlich markirten Züge ihres Stammes, gescheidt, und — was viel sagen will — ehrbar; denn keines ihrer Kinder verräth eine Mischung von weißem und schwarzem Blute;

sie sind alle ihrem Vater Lewis wie aus dem Gesichte geschnitten.

Dieser, Julia's Mann, ebenfalls von dunkler Farbe, ist eine athletische Gestalt, treu, ehrlich, intelligent, ein guter Diener, aber sehr schweigsam und oft trübsinnig. Ueber die letztere Erscheinung wunderte ich mich, bis ich eines Tages darüber Aufschluß erhielt. Er hatte mich in einem Wagen nach der nächsten Stadt geführt. Auf dem Rückwege nach der Pflanzung machte ich zufällig und ohne besondere Absicht, die Bemerkung, daß er sehr schöne, kräftige und gesunde Kinder habe. Er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja! — aber es sind doch nicht „meine Kinder, denn mein Herr hat das Recht, sie, mich „oder meine Frau zu verkaufen.“

„Dein Herr ist doch gütig gegen dich,“ — wandte ich ein.

„Freilich“ — erwiderte er mit einem Ausdrücke trüben Sinnens — „aber man kann nie wissen, was „geschehen mag.“

Ich war erstaunt, denn es war das erste Mal, daß ich einen Neger über seine Lage sich beklagen gehört hatte. Es war eine unerhörte Kühnheit, da er ja wissen mußte, daß wenn ich seine Aeußerungen seinem Herrn hinterbringen würde, er fortan als Malkontent alles Vertrauens verlustig gehen und vielleicht sogar seine verhältnißmäßig angenehme Stellung als Diener des Hauses verlieren und unter die bloßen Feldarbeiter versetzt werden könnte. Freilich hatte er von mir nichts zu befürchten, und er mußte dieß wissen, da ich ihn, der vielfach im Dienste meiner eigenen Person beschäftigt war, stets sehr freundlich behandelt hatte. Ich suchte ihn zu trösten, so gut ich konnte, und ihm begreiflich zu machen, daß er durch



Fleiß und Treue seinen Herrn stets günstig für sich stimmen könne. Er antwortete mir aber nur: „Sie „können das nicht wissen.“ Und dabei blieb es. Ich hatte von dieser Zeit an großes Bedauern mit Lewis, welcher nach wie vor ein treuer Diener blieb, allein seiner stillen Melancholie nicht Meister werden konnte.

Ich darf nicht vergessen, des alten Daniel zu erwähnen, welcher bei der Familie des nämlichen Pflanzers in hohem Ansehen stand. Derselbe hatte einst seinen Herrn auf einer Reise nach Kalifornien begleitet. Als der Letztere unerwarteter Weise nach Hause zurückkehren und seinen Diener zurücklassen mußte, ging dieser als Goldgräber in die Goldminen und schickte bald seiner Herrin einen Goldklumpen im Werthe von mehr als 600 Dollars; für einen Sklaven ein seltenes Geschenk. Ungeachtet man ihn zu überzeugen suchte, daß er in Kalifornien frei sei, kehrte er nach zwei Jahren aus eigenem Antriebe zu seinem Herrn zurück, bei dessen Familie er die liebevollste und ehrenvollste Aufnahme fand. Der Pflanze bot ihm die Freiheit an, allein Daniel zog es vor, Sklave zu bleiben. Dieß läßt sich um so eher begreifen, als seine Frau und seine Kinder, die er zärtlich liebte, ebenfalls Sklaven seines Herrn waren. Es ließ sich sogar bezweifeln, ob er auch für seine Familie die Freiheit angenommen haben würde, wenn sein Herr auch diese freizugeben Willens gewesen wäre, denn unter den damaligen Zuständen waren die freien Neger von den Sklaven sehr verachtet, und es mußte für Daniel schwierig gewesen sein, seine Familie zu ernähren, während dieselbe bei seinem Herrn eine sorgenlose Existenz hatte. Doch möchte ich nicht durchaus auf jenem Zweifel bestehen, denn Daniel mußte ja

während seines Aufenthaltes in Kalifornien den Werth der Freiheit kennen gelernt haben.

Green Cohea, ein ganz schwarzer Neger, hielt mit Einwilligung seines Herrn, dem er als Ersatz für seine persönlichen Dienstleistungen monatlich eine gewisse Summe bezahlte, im Städtchen Brandon in Mississippi eine Bude, wo er zur Zufriedenheit aller Kunden das Geschäft eines Barbiers ausübte und nebenbei nach Landessitte allerlei Konfekte, Früchte, wie Wassermelonen, Orangen, Kokosnüsse, auch Cigarren u. dergl. verkaufte, oder seine Badeanstalt, welche aus zwei oder drei Badewannen bestand, zur Verfügung der Badelustigen stellte.

Green hatte in seinem Benehmen etwas, das vielleicht ganz besonders auf einen Europäer einen vortheilhaften Eindruck gemacht haben würde. Obschon Sklave, hatte er durchaus nichts Serviles. Er war freilich sehr höflich; allein gerade diese große Höflichkeit war berechnet und abgemessen, hielt mit einer gewissen zurückhaltenden Selbstachtung das Gleichgewicht und schützte ihn in den meisten Fällen vor den Uebergriffen der Uebermüthigen und Händelsucher, die im Süden eben so gut vorkommen als anderswo. Green Cohea war in seinem Benehmen die vollständige Copie eines südlichen Gentleman. Jedermann sprach mit Achtung von ihm. Alle seine Kunden kauften sich, wenn sie fertig rasirt oder coiffirt waren, von seinen Cigarren und plauderten gerne einige Minuten mit ihm. Er hatte in vielen Dingen ein sehr richtiges Urtheil und ließ dieß gerne durchblicken, wenn er Gelegenheit hatte oder Anerkennung zu finden glaubte. Er ließ sich aber nicht mit Jedermann in ein Gespräch ein, sondern gab denen, die sich ihm auf eine zu familiäre oder zu dringliche Weise nähern und ihre Ueberlegenheit geltend

machen wollten, nur kurze oder gar keine Antwort. Daß er ein lebhaftes Gefühl männlicher Würde hatte, bewies er bei vielen Anlässen. So z. B. weigerte er sich stets, die in vielen Barbierbuden des Südens als Begleitung zum Schlußakte des Rasirens, nämlich dem Reinigen der Kleider vermittelt einer Bürste, verlangte Huldigung (man muß es so nennen) in Form eines Negertanzes beizufügen. Dieß überließ er seinem schwarzen Lehrlinge, einem Knaben, der sich viel darauf einbildete, um seine Kunden herum einen mit vielen Luftsprüngen und schnell mit Ferse und Fußspitze abwechselnden Stampfen des Fußbodens, und oft mit einem komischen, die schwarze Race selbst verhöhrenden Negerliede begleiteten eigentlichen Negertanz auszuführen, während er die Kleiderbürste in rhythmisch abgemessenen Bewegungen auf dem Kleide des so bedienten Kunden tanzen ließ und durch ebenfalls abgemessene Schläge auf seine eigene Hand wieder vom Staube befreite.

Jedenfalls war Green Cohea einer von denjenigen Negern, welche ihre abhängige Lage tief fühlten, und denen es nicht gleichgültig war, ob sie Sklaven oder Herren ihres eigenen Geschickes seien; er war aber zugleich auch einer von denjenigen, denen an der Achtung der Weißen viel lag, und welche dieselbe durch ein ordentliches und rechtliches Benehmen verdienten.

---

Hier schließe ich die Gallerie meiner schwarzen Bekannten, derer ich freilich noch eine bedeutende Anzahl aufzählen könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, die Geduld des Lesers zu ermüden. Es werden übrigens die bereits angeführten Beispiele genügen, um einen

ziemlich klaren Begriff über viele Zustände zu geben, die mit der Institution der Sklaverei unzertrennlich zusammenhängen oder aus denselben hervorgingen.

Wenn ich in den vorliegenden Zeilen die Form der Erzählung gewählt und sogar in einigen Fällen meine Wenigkeit als handelnde Person angeführt habe, so lag dieß wohl in der mir selbst gestellten Aufgabe. Ich glaubte dieselbe auf einfachere und zugleich unterhaltendere Weise zu erfüllen, indem ich dem Leser Selbst-erlebtes erzählte und es ihm überließ, seine Schlussfolgerungen zu ziehen, als wenn ich ihm bloß meine Ansichten über den Charakter der Neger mitgetheilt hätte; Ansichten, die — wenn sie auch wirkliche persönliche Erfahrung und Beobachtung für sich haben — dennoch vielleicht mit der Auffassungs- und Anschauungsweise des Lesers hier und da nicht ganz übereinstimmen mögen.

Schließlich glaube ich eine schuldige literarische Pflicht zu erfüllen, indem ich bemerke, daß zwei meiner „schwarzen Bekannten“ (Onkel Pleasant und Kerry) — wenn auch nicht durchweg mit den nämlichen Worten, doch dem Inhalte nach — bereits in einem Feuilleton-Artikel der Nr. 24 der „Sonntagspost“, Jahrgang 1865, besprochen worden sind. Da ich dieselben zu der Elite meiner „schwarzen Bekannten“ zähle und ihrer zeitlichen gedenken werde, so hätte ich sie nur ungerne in dem hievor enthaltenen auserlesenen Kreise meiner farbigen Freunde vermißt, und habe mir daher erlaubt, dieselben auch den Lesern des Berner Taschenbuches vorzustellen.

---